

SIMPLICISSIMUS

(E. Thöny)

Das Reiterherz



„Degenerierte Bande! Kommt zur Schnitzeljagd und konstatiert: ‚fabelhaftes Golfgelände!‘“



Sufer / Von Katschstr

Es haben sich die Pflangen,
soweit man sie zum Obstbau braucht,
im großen und im ganzen
ja heuer leidlich gut geraucht.

Die Sachverständigen meinen
(prophetisch leuchtet ihr Gesicht),
es sei auch bei den Weinen
nichts Unerbauliches in Sicht.

Wir wollen ihn versuchen,
wie er aufs Innenleben wirkt
nebst einem Zwiebelnaden,
der gleichfalls Konsequenzen birgt.

Da spigen wir die Sufer,
da schmieren wir die Wanderschuh'
und wenden uns dem Sufer
mit freudlichem Interesse zu.

Sonst find wir ja wohl alle
dem was das gärt, nicht zugetan.
In diesem Sonderfälle
sieht sich die Sache anders an.



Die Liebe beim Simon Klacher / Von Karl Springenschmid

Die Liebe pflegt sich bei den verschiedenen Menschen in verschiedenen Formen zu äußern. Beim Simon Klacher äußerte sie sich so:

Er bekam einen ungewöhnlichen Durst, ohne daß er wußte, woher. Er spürte bloß, daß etwas anders war als sonst.

„Blutsakra!“ sagte er, drehte den Maßkrug herum und schob den Hut ins Genick, daß ihm die Locken über die Stirn hereinringelten.

„Blutsakra!“ und schlug mit der Faust in den Tisch, daß es patschte. Dann stand er auf und ging.

Und als ihm der Schluiferer begegnete, der bloß „Servus, Sime!“ sagte, blieb er mißtrauisch stehen, musterte den Schluiferer von unten bis oben und sagte scharf: „Was geht dös di an?“

„Was?“ fragte der Schluiferer unschuldig.

„Was dös di angeht, ha?“ und rückte näher zu ihm hin.

„Es geht mi ja . . . ja eh nix mit an . . .“, meinte der Schluiferer unsicher und schaute den Weg hinab über den Platz und wollte grad weiter, da — da faßte ihn der Klacher bei der Brust und stieß ihm die Faust ins Gesicht, und ehe der Schluiferer sich überlegen konnte, wie er da überhaupt dazukam, lag er schon im nassen Straßengraben und der Klacher mit beiden Fäusten über ihm.

Als er fertig war, stand der Klacher auf, knöpfelte sich den Rock zu, der ihm vor lauter Kraft aufgesprungen war, und griff nach seinem Hut, der in der Wiese lag. „Hiez möcht i do wissen . . .“, stotterte der Schluiferer und wischte sich das Blut aus dem Gesicht. „Wie kimm denn i da dazue . . .?“

„Dös ischt mei Sach!“ sagte der Klacher ruhig, setzte den Hut auf und sagte: „Servus!“

„Servus!“ gab der Schluiferer vorsichtshalber zurück.

Und so, wie er es mit dem Schluiferer gemacht hatte, machte er es mit den anderen auch. Seine besten Freunde warf er über den Zaun, wenn sie ihm unterkamen. Die Burschen im Dorf wußten nicht, was da los war. Aber zu fragen wagte keiner; denn der Simon Klacher ist ein Bärenkerl, auf und auf eine einzige Kraft, eine Pratzten, die allein schon ein Mannsbild umlegt, und ein Brustfleisch wie drei Roß.

Erst als er einmal den Zischler Peter verkehrt über die Kirchhofmauer schmiß, kam Licht in das rätselhafte Dunkel; denn als der Zischler, der sich am steinernen Grabkreuz seines seligen Großvaters den Schädel halb eingerannt hatte, wieder aufkroch, schrieb ihm der Klacher nach: „Und

bal du no amol die Mali anschautst, nacher kannstn glet liegen bleiben aufm Friedhof!“

Auf diese Weise entstand um die Schatzberger Mali, die das schönste und am meisten umworbene Mädchen des Dorfes war, sozusagen ein leerer Raum. Hatten sich früher die Burschen gerne nach ihr umgedreht und da und dort mit ihr ein Wort geredet, so wichen sie jetzt alle aus; denn etwas, auf das einmal der Simon Klacher seine Pratzten gelegt hatte, wollten sie nicht mehr anrühren. Der Klacher aber tat seine Arbeit gründlich. Er machte sein Anrecht nicht bloß bei jenen geltend, die irgendwie einmal der Mali schön getan hatten, er entfernte alles, was überhaupt auch in der Zukunft einmal hiefür in Betracht kam, so daß er schließlich ganz einsam und allein dastand mit seiner Schatzberger Mali.

Die aber wußte nicht im mindesten, was eigentlich los war; denn der Klacher war sich selbst erst im Laufe der Zeit klar geworden, warum er gerade jetzt die Burschen, einen nach dem andern, hinlegte, und so scheidet er beim männlichen Geschlecht war, beim weiblichen war es anders. Mit der Mali hatte er noch kein Wort gesprochen, ja, er hatte sie überhaupt noch gar nicht recht angeschaut, wie es sich in so einem Fall doch gehört. Erst als der Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger ins Dorf kam, geriet die Sache in Fluß. Vinzenz Buchsteiger, ein uralte uralte Holzversteigerung geleitet und wie immer den Bauern schundmäßige Preise angesetzt, also daß es in der Stube beim Oberwirt nur eine Meinung gab: Dem Vinzenz Buchsteiger, dem sollte es einmal einer zeigen. Aber richtig.

„Den laßt lei mir!“ zischte der Schluiferer über den Tisch hin und zog die linke Schulter hoch; denn er war ein wenig ausgewachsen.

„Dir?“ spöttelten die Bauern. „Wie willst denn du den Forstadjunkten hinlegen, du Hüter, du?“

Aber der Schluiferer zwickte bloß die Augen zusammen und pfiff bedeutungsvoll durch die Zähne.

Er trank sein Bier aus, zahlte, schob der Kellnerin noch einen Sechser Trinkgeld hin und ging. Beim Unterbräu traf er den Klacher. Da fing er schön still zu reden an, ein Wörtl um das andere, von den schlechten Zeiten und von den Holzpreisen und daß es den Jägerischen immer noch ein Trumm besser gese als den Bauern, sonst hätte der Forstadjunkt nicht einen neuen Dienstanzug, so wunderschön grün auf und auf und das goldene Eichenlaub am Kragen.

Der Klacher schaute in seinen Maßkrug und hörte nicht.

Der Schluiferer meinte, daß so einer, wie der Forstadjunkt, schon wissen werde, warum er den neuen Dienstanzug anziehe, wenn er ins Dorf geht, und so viel ist gewiß, für die Versteigerung macht er sich nicht so schön.

Der Klacher schaute noch immer in die Hölzung seines Maßkruges.

Da riß dem Schluiferer die Geduld. „Was schautst denn allweil in dein Maßkrueg?“ schrie er. „Hörst niht, daß der Forstadjunkt da ist!“

„Was geht denn der mi an?“ fragte der Klacher.

„Gell, der gang di nix an?“ sagte der Schluiferer mit weinerlicher Stimme und zog die linke Schulter hoch, „und i gang di schon was an?“

Da schaute der Klacher auf. „Wa moanst dös?“ fragte er. Aber er wartete die Antwort nicht mehr ab, stand auf und ging aus der Stube.

Der Schluiferer schaute ihm zufrieden nach. Er kannte das aus eigener Erfahrung; wenn der Klacher so langsam und unständig begriff und dann aufstand und ging, dann war eine Uergewalt entfesselt.

In dieser Nacht war es, daß der Simon Klacher zum erstenmal an das Kammerfenster der Schatzberger Mali kam, das heißt, er warf nur ein Holzschittel an die Fensterstacheln und rief: „Mali!“

Oben blieb alles still. Das Mondlicht spielte in den Hollerstränden.

„Mali, tue auf!“

Der Klacher wartete, nichts rührte sich.

„Mali, tue auf, sünst dersauft er!“

Vergeblich.

Und wieder nach einer Weile: „Bal du niht aufsteust, dersauft er!“

Da ging oben ein Fensterflögel auf, eine Gestalt wurde sichtbar.

„Klacher, du schieher Lotter, du!“ beugte sich die Mali aus dem Fenster.

„Soll i dir n dersaufen lassen, den Dein?“ fragte der Klacher.

Da sah die Mali erst, daß der Klacher mit gegrätschten Beinen über dem Brunntrog stand und mit beiden Fäusten etwas niederkriechte, ins Wasser nieder, einen Mann, in grünem Gewand.

„Um Gottschritwillen, Klacher, laß ihn do aus, er . . . er verküht si ja . . . du Lotter, du . . . er liegt ja als a Ganzer im Trog . . .“

„Magst ihn als a Nasser nimmer, den Dein, ha? Dann laß i dir in aus!“

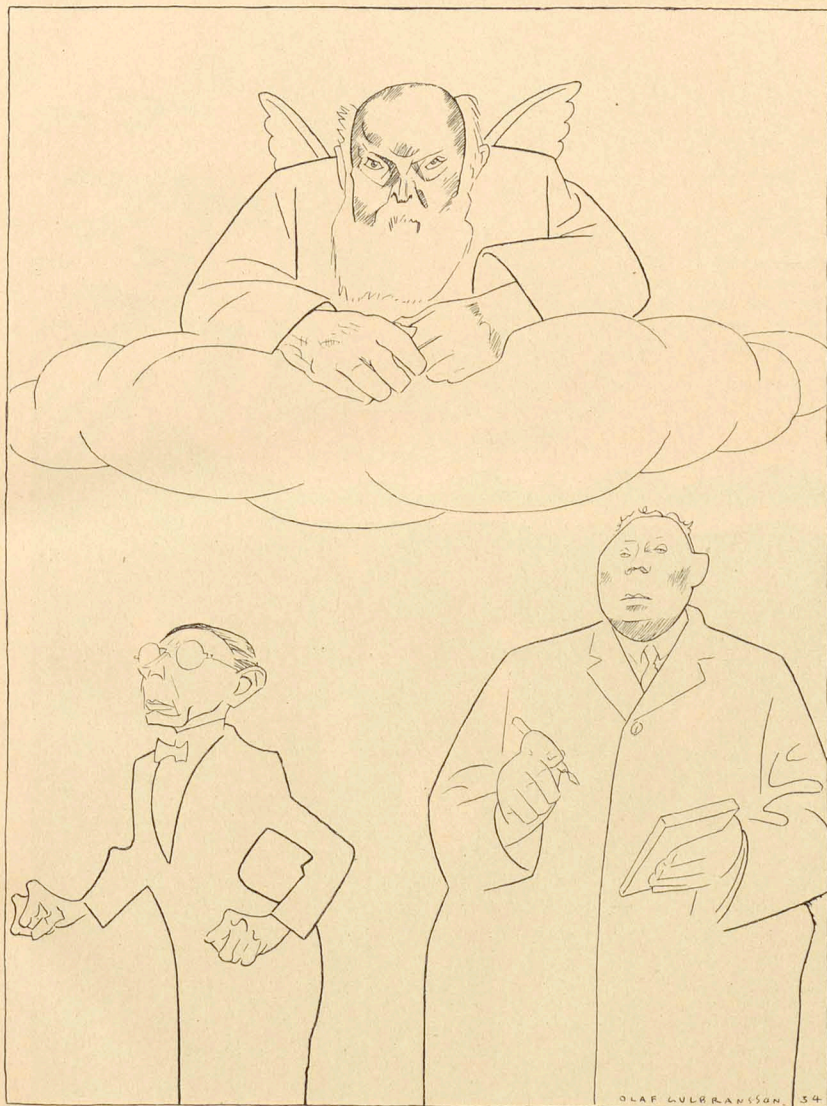
Und der Forstadjunkt stieg aus dem Trog, triefnaß und zerschlagen und verschwand über die Wiesen hin.

Der Klacher ging heim.

(Schluß auf Seite 341)

Deutsche Stimmen XIII

(O. Gulbransson)



„Die unklaren Ideen über die einfachsten Sachen in der Kunst sind heutzutage Gemeingut aller Gebildeten geworden.“

Hans Thoma

Der Friede flieht

(E. Schilling)



„Halt, Friede, halt! Wir lieben dich doch!“



Raritäten

(Dugo)

„Feine Fijur haste,
Meechen!“
„Stimmt schon; aber
mit's Jemüte ha-
pert's. Hast ja keene
Ahnung nich, wie
det jefragt is!“

(Schluß von Seite 338)

Er war zufrieden mit sich und stolz auf das erste nächtliche Gespräch, das er mit einem weiblichen Wesen geführt hatte, das erste Liebesgespräch mit der Schatzberger Mali — und das letzte; denn so merkwürdig es klingen mag und so ungewöhnlich für eine Liebesgeschichte: Die Liebe des Simon Klacher war damit beendet.

Mit dem Forstadjunkt Vinzenz Buchsteiger hatte er den letzten der wirklichen oder vermeintlichen Konkurrenten hingelegt, und als niemand mehr da war, der ihm durch seine Anwesenheit die Mali streitig gemacht hätte, als sogar der Schlüferer einmal die Augen zuzwickte und so nebenbei sagte: „Die Mali, die mag eh koaner nit“, da verlor er jedes Interesse an der Sache, derart, daß der Schlüferer zum Erstaunen der gesamten Burschenschaft des Dorfes an einem der nächsten Sonntage die Schatzberger Mali vor dem Klacher anlichtete und mit ihr den ganzen Weg die Dorfgrasse hinunter ging, ohne daß ihm deshalb der Arm verstaucht oder der Schädel eingedrückt worden wäre. Ja, der Schlüferer erzählte sogar öffentlich beim Oberwirt in der Stube, wie gut es doch öfters im Leben gehe, wie man oft zwei Fliegen in einen Schlag treffe, beispielsweise mit dem Forstadjunkt, dem nicht bloß die schlechten Holzpreise beglichen worden seien, sondern der auch nach seiner zweiten Taufe, als einziger ernstlicher Bewerber bei der Mali, ihm den Weg zu ihrem Kammerfenster freigegeben habe.

Zuviel Franzl

Der Kantor Friedrich Franz Klöhndrich in Langenhagen bewirtschaftet seine Dienstländerien noch selbst. Er ist Bauernsohn und auf dem Lande aufgewachsen, er hätte also seine Wirtschaft gut selbst

Stunde im Herbst

Schon ziehen Vögel fort,
Schon ist die Ros verdorrt,
Schon hallt von Herdgeläute unser See.
Schon weht im Feld ein Rauch,
Schon glänzt der Dorn am Strauch,
Und müde Falter gaukeln um den Klee.

Freund, laß uns noch einmal
Den Weinberg und das Tal
In unserm jitzern vollen Glase sehn!
Einst wird das nicht mehr sein,
Einst müssen wir vom Wein
Des Lebens in das Reich der Schatten gehn.

Solang die Traube glüht,
Solang die Sonne sprüht,
Laß uns benezen unsern roten Mund!
Dann können wir wie's Blatt,
Das Blut getrunken hat,
Hjuntertaumeln auf den klaren Grund.

Emanuel von Holman

führen können — aber er sieht körperliche Arbeit als dem Ansehen seines Standes abträglich an; er muß deshalb einen verständigen Großknecht haben. Eines Tages muß er wieder einmal einen neuen Großknecht einstellen. Jeden kann er nicht gebrauchen. Es muß ein ordentlicher und arbeitsamer Mann sein. Nun hat Jochen Biermann sich gemeldet, ein Kerl wie ein Baum, mit großen Händen, die von vieler schwerer Arbeit erzählen, und unter der kantigen Stirn und dem strohblonden Haar sehen zwei wasserblaue Augen vertraud und Vertrauen erweckend in die Welt. Kantor Klöhndrich sitzt im bequemen Lehnstuhl, Jochen Biermann steht — die Mütze in der Hand, bescheiden an der Tür. Sie sind sich einig geworden.

„Also, Jochen, du bekommst fünfundzwanzig Mark Lohn im Monat, die Kassen bezahle ich, zu Martinmarkt bekommst du einen Taler und zu Weihnacht Weste und Jojpe extra.“

„Ist schon recht, Herr Kantor.“
„Jochen, du mußt aber alle Arbeiten allein machen. . . ich meine, ich habe keine Zeit, um dir dabei zu helfen.“
„Ja, Herr Kantor, ich will die ganze Wirtschaft wohl schon allein besorgen!“
„Ja, Jochen, du mußt aber an alles denken!“

„— Was soll ich?“
„An alles allein denken, Jochen.“
„Denken — denken — Herr Kantor — an alles denken soll ich? Nee, nee, Herr Kantor, denn muß ich fünf Mark Lohn mehr haben!“

Berliner Bilder

Berliner Lokalanzeiger:
„Karl Arnold gliorisiert mit unerbittlichem Geißel die Auswüchse unserer Zeit, aber er meißelt dabei die Gabel der übertragnen Götterzeit, so daß uns die Blätter eher ein inneres Bebagun bereiten, als daß sie abstoßen.“

Samburger Fremdenblatt:
„... Mit dem fezierenden Instrument des Biertrunks wird Atmosphäre und Kalteisfop des Berliner Inflationszeit mit Kandiaten, Valutastiebers, Kofakommissen, Kofaketten säuberlich aufgeschnitten.“

Hannoverscher Kurier:
„... Verheißt vor uns doch janich, was wie andierem Künftler befragen: er ist ein Dichter der Linie, der Farbe, ein erfindertischer Poet in Linien und Komposition, ein Genie des Komischen, des Humors.“



Deutsche Allgemeine Zeitung:
„... Das gibt ein amüsanter und buntes Bild von Bozern, Konfektionären, Tabakmarktresten, Bäckern, Filmmädchen, Familienvätern, Kaschemmen und Baurfürstendammgesellschaften, ein Bauschaft vergrühter kleiner Kosmos mit einem kalten Luftstrom saurer Ironie.“

Deutsche Tageszeitung:
„Karl Arnold, der den Münchner Spierker so oft mit der Meißelspitze gefügigt und manchmal bis ins Herz getroffen hat, ist auch in Berlin auf den Gang gegangen und hat in finsternen Kaschemmen, in lichter Bürgerewohnungen und in grell strahlenden Droegenhäusern viele für unsere Zeit erschreckend treffende Typen gefunden.“

Aus den Fahnen der Korruption Ein Album von Karl Arnold

Preis des Werkes (27x37 cm, mit ca. 50 z. I. farbigen Bildern) M. 1.50 einschließl. Porto und Verpackung • Simpliciſſimus-Verlag, München 13 • Postſcheckkonto München 5502

Der Krieg der Kameras / Eine amerikanische Streikgroteske

Es wäre ein langweiliger Tag, der nicht Nachricht von irgendeinem Streik in der Vereinigten Staaten brächte. Scharmützel zwischen Polizisten und Ausständigen regen dort keinen Zeitungsläser mehr auf. Und dennoch ist der innere Friede in naher Sicht. Denn, nach den jüngsten Streikaufnahmen in den Zeitungen zu schließen, scheinen die Pressephotographen langsam die Oberzahl über die Streikenden zu gewinnen. Eines der letzten Bilder von der Industriefront stellt einen Zeitungsfotographen dar, wie er einen andern Photographen aufnimmt, der gerade dabei ist, einen Photographen aufzunehmen, der oben einen einsamen Streikenden fotografiert. Dies ist ein ermutigendes Zeichen. Wenn wieder der innere Friede in Amerika eingekehrt sein wird, wird man über das Verdienst der Kameramänner nicht hinwegsehen dürfen. Sie waren es, die stets mitten im dichtesten Kampfe standen; wenn auch durch Tränengas geblendet, drehten sie ihre Kurbeln und schalteten ruhig an den Verschlüssen herum — denn das kalte, runde Auge der Kamera weint nicht! Aber nicht nur um dieser ihrer Tapferkeit willen gebührt ihnen Lob, sondern auch wegen ihrer besänftigenden Einwirkung auf die Unzufriedenen. Da sah man unlängst in den Zeitungen eine Photographie, die inmitten einer aufgeregten Menschenmenge zwei Männer standen, von denen der eine im Begriffe war, dem andern mit einem Stock über den Kopf zu schlagen. Aber achtete die aufgeregte Menschenmenge auf dieses Schauspiel? Durchaus nicht. Die meisten Umstehenden starrten unmittelbar auf die Kamera — mit dem dunkelhaften Gesichtsausdruck von Bankkettelnnehmern, die auf das Aufflammen des Bantkettles

warten. Selbst einer der Kämpfenden — der mit dem aufgehobenen Stock — warf einen selbstbewußten Blick zur Seite und schien darüber Nichts zu denken, ob ihn seine Bekannten auf der Photographie im nächsten Morgenblatt auch erkennen würden. Der allogenwärtige Kameramann übt entschieden einen beruhigenden Einfluß in Zeiten der Unruhe aus, da es so gut wie unmöglich ist, sich gleichzeitig in Positur zu stellen und auf den lieben Nächsten loszudreschen. Gelegentlich allerdings wird die Anwesenheit des Photographen von beiden kriegführenden Parteien als unliebsam empfunden. Aber selbst dann hat sein besänftigender Einfluß Bestand; die streitenden Gruppen vereinen sich, um sich auf ihn zu stützen, und der ursprüngliche Hader wird vergessen. So ist der Kameramann zu einer nicht zu unterschätzenden Macht geworden. Die Fülle an „authentischen“ Weltkriegsaufnahmen, die jüngst auf den Markt kam, scheint darauf hinzuweisen, daß damals zumindest auf zwei scharfe Schüsse ein Schnappschuß entfiel. Die Lichtbildkunst ist heute ein bedeutsamer Teil der Kriegsführung — und es ist ganz gut möglich, daß der nächste Krieg wieder in der Luft, noch unter dem Meerespiegel, sondern in der Dunkelkammer ausgefochten werden wird. Denn der wirkliche Sieger in irgendeinem internationalen Konflikt wird nicht mehr auf Grund gewonnener Territorien, erbeuteter Geschütze oder gemachter Gefangener zu bestimmen sein, sondern auf Grund der Nachkriegsmeinung der übrigen Welt. Schnappschüsse sind bei der Gestaltung der öffentlichen Meinung wirksamer als Statistiken. Genau so wie ein Kinopublikum, dem

Zeitlupenaufnahmen eines sensationellen Boxkampfes vorgeführt werden, „Fouls“ erkennen kann, die der Schiedsrichter übersehen hat, genau so kann die Nachwelt beim Betrachten von Photographien kriegerischen Geschehens ihre eigenen Schlüsse ziehen. Durch ihre bloße Zahl haben die Zeitungsfotographen kürzlich so manche drohenden Ausschreitungen der Streikenden in Amerika verhindert; bei einem Menschenauflauf vor einer Fabrik wurde unlängst die einzige Sensation von zwei sich befindenden Zeitungsfotographen geliefert, die durchaus denselben Hydranten als Standort benutzten wollten. Und wenn sie sich weiterhin im gegenwärtigen Ausmaß vermehren, dann ist nicht einzusehen, warum der nächste große internationale Konflikt nicht zur Gänze von Kameramännern ausgefochten werden sollte. Sie könnten ja nebenbei auch ein paar Filmstatisten aufnehmen — aber die wirklichen Schlichter würden um die günstigsten Stellen für die Kameras toben. Mit einschneppenden Verschlüssen, zerschmetterten Platten, explodierendem Pulver und vordringender Blitzlichtartillerie, gefolgt von den Tanks der Entwicklerbrigade, würde eine solche Schlacht Bilder ergeben, die manchen Weltkriegsfotographien nicht nachstünden. Und wenn der Krieg vorüber und der letzte Schnappschuß abgefuehrt wäre, hätten wir eine nette Sammlung von Aufnahmen — und keinerlei Verluste, ein paar Fälle von Doppelexpositionen vielleicht ausgenommen. Es ist nicht ganz ausgeschlossen, daß die photographische Kamera sich als die wirkliche Friedenstaube unserer Zeit erweist.

Wearr Holbrook

Berlin: dringend!

Trotz der vorgerückten Jahreszeit hatten wir auf dem Brocken eine ganze Anzahl Besucher angetroffen, die gleich uns, vom stillen, klaren Oktobertag verlockt, heraufgestiegen waren, die Herbstsonne unter und am nächsten Morgen wieder aufgehen zu sehen. Der Abend brach schnell herein, es wurde ziemlich kalt, und die Gäste saßen, eine kleine, vom Zufall zusammengekehrte Gemeinde, noch eine Weile im behaglich durchwärmten Zimmer beieinander. Mit einem Male huschte draußen ein Lichtkegel durch das Dunkel. Motorgeräusch ließ sich vernehmen, es wurde geschaltet — ein Wagen gewann die letzte Steigung und brachte noch zwei späte Gäste. Bald traten sie herein, ein Herr und eine Dame mittleren Alters, gut angezogen, wie eben Leute aussehen, die zu ihrem Vergnügen im eigenen Auto auf den Brocken fahren. Da alles besetzt war, nahmen sie an unserem Tisch mit Platz; der Herr stellte sich vor als Direktor Soundso, den Namen konnte ich nicht verstehen. Ehe der Kellner erschien, war der Herr Direktor schon wieder aufgesprungen und mit großen Schritten in die Vorhalle geeilt.

Dort hörte man ihn sich erkundigen, ob nicht ein Telegramm für ihn, Direktor Soundso, angekommen sei? Nein. Ganz bestimmt nicht? Auch nicht etwa telephonisch durchgesprochen? Nein, aber er werde sofort noch einmal nachfragen, sagte der Geschäftsführer draußen, und der Herr Direktor kehrte mit unruhigen Mienen zurück, setzte sich und trommelte nervös mit den Fingern auf die Tischkante. Auch seine Frau sah bekümmert drein. Da sahen wir also einmal einen Wirtschaftsführer, einen Direktor, aus aller-nächster Nähe. Weiß Gott, was das für ein bedeutendes Tier sein mochte, dieser Direktor Soundso! Und da fährt so ein Mann nun mal zu seiner Erholung in den Harz; aber die Geschäfte lassen ihn nicht los: überallhin verfolgen ihn Blitztelegramme und dringende Telephonate, noch am späten Abend muß er bereit sein, Entscheidungen zu treffen, von denen unter Umständen Sein oder Nichtsein abhängt. Wahrlich ein Hundeleben! Der Herr Direktor hatte inzwischen hastig ein Glas Wein hinuntergestürzt und etwas gegessen; aber seine Unruhe war noch größer geworden und hatte sich sogar den übrigen Gästen mitgeteilt. Die Gespräche

waren ins Stocken geraten, man blickte neugierig und mit einer gewissen scheuen Teilnahme auf den geplagten Mann, der alle drei Minuten den Kellner fragte, ob denn immer noch nichts für ihn da sei. Die Sache fing an, unheimlich oder zum mindesten ungemütlich zu werden, da tönte in die bange Stille schrill die Telephonklingel. Sekunden später erschien atemlos der Ober und keuchte: „Herr Direktor Soundso aus Berlin dringend ans Telefon!“ — Und durch das allgemeine Aufatmen schritt der Wirtschaftsführer zum Telefon, von dem langen, angstvollen Blick seiner Frau begleitet. Minuten vergingen. Welche schicksalsschweren Botschaften und Entscheidungen mochten jetzt den Draht durchlaufen? Dann kehrte er zurück, merklich entspannt, und sagte: „Die Anna ist mit den Kindern im Zoo gewesen, und Schnauzel wird ganz bestimmt morgen gebadet, ich hab' es ausdrücklich noch mal eingeschärft!“ — — — — —
Es ist etwas Großes, etwas Herrliches um die moderne Technik, finden Sie nicht auch?
Hans Seiffert

Modernste Pomologie

(R. Kriesch)



„Wissen Sie, wir haben uns auf Grund genauer Kenntnis unserer Stammbäume lieben gelernt.“ —
„Ach, wie süß!“

Tag des deutschen Handwerks

(v. Scholz)



„Wir hämmern und wir sägen.
Wir müß'n uns allerwegen.

Wir mauern und wir schmieden
dem deutschen Volk den Frieden.“

Das große Vertrauen

(Otto Herrmann)



„Bedenken Sie, daß ich zu allem fähig bin, daß ich mich heute Abend noch ...“ —
„Nee, det jloob ick nich! Ick hab lhn'n doch Kredit jegeben!“

Das Schleierchen

Und weil Schnellzüge nicht so oft halten, bereiten sich die Leute immer ganz besonders lang auf die Stationen vor, an denen sie aussteigen wollen. Da saß mir an der kleinen Schiebetüre eine junge Dame gegenüber, blond und schlank und sozusagen modern. Ich hätte sie gar nicht besonders beachtet, wenn sie nicht so unruhig gewesen wäre. Und sie war meiner Ansicht nach so unruhig, weil in zwanzig Minuten das Ziel ihrer Reise in Aussicht stand. Das war aber auch meine Endstation, und ich war wenig beunruhigt. Aber weil ich meine illustrierte von vorn bis hinten und umgekehrt von hinten bis vorne gelesen hatte, weil alle Rätsel geraten waren (nur beim „mittelalterlichen Begriff von Liebe“ im Silbenrätsel fehlte mir das „Min“ von Mino — ich mußte es wohl irgendwo anders verwendet haben), wandte ich der unruhigen jungen Dame mein ganzes teilnahmvolles

Interesse zu. Sie hatte eine Weile in ihrer Tasche gekramt und nie das gefundene, was sie gesucht hatte. Zum Schluß war es ein Taschenkamm. Hernach ein unzerbrechlicher Spiegel. Die junge Dame stand auf und drehte sich der Bankecke zu, so daß ich nur ihre Rückfassade sah. Was vorne geschah, ahnte ich nur. Denn sie setzte sich eine kleine schwarze Filzkappe auf den Kopf. So schief wie erträglich. Dann kam das Schleierchen. Das Schleierchen war ein zartes netzförmiges Gewebe mit lauter eingewirkten Bommeln. Das tat sie nun um und versuchte, es zu einer Schleiße zu binden. Leider muß ich sagen, sie machte das sehr ungeschickt. Und als sie daraufhin in den unzerbrechlichen Spiegel sah, stieß sie einen leisen, mir unverständlichen Fluch aus. Es muß offenbar ärgerlich gewesen sein, was sie im Spiegel sah, sie riß das Ganze wieder herunter, daß ihre Haare nach allen Seiten

hinausstanden, als ob sie elektrisch wären. Sie kämmte, daß es knisterte. Dann versuchte sie das Ganze noch einmal. Draußen im Gang hatten sich ein Herr und ein Jüngling angesammelt, die beide gerade im Begriff gewesen waren, sich entschuldigend auf die Füße zu treten. Sie blieben stehen und verfolgten mit dem gleichen Interesse wie ich den Gang der Handlung. Diesmal war es noch schwieriger: Beim Herunterreißen hatte das Schleierchen ein Knödelchen gebildet. Daran zerrte die arme junge Dame verzweifelt. Es nützte nichts. Sie mußte das Ganze nochmals abbauen. Mit erregten Fingerchen bohrte sie an dem boshaften Knödelchen herum. Ich hätte ihr gerne geholfen. Wir alle hätten das gerne. Aber wir hatten Furcht, eine Indiskretion zu begehen. Sie versuchte es ein drittes Mal. Es gelang. Punkt für Punkt. Sie sah in den Spiegel. Es muß wiederum ärgerlich gewesen sein. Sie raffte ihre Häseligkeiten zusammen und verschwand. Die Türen schwappeten und klackten hinter ihr. Der Riegel machte „Krecks“, das heißt besetzt. Der Herr und der Jüngling traten sich auf die Füße und entschuldigten sich. Ich machte mich fertig. Der erste Vorort der Stadt war passiert. Als die junge Dame wiederkam, saß das Schleierchen richtig. Es saß so, daß eine Bommel direkt auf der Nasenspitze war. Darauf schielte die junge Dame zuweilen. Und weil das Schleierchen jetzt sehr straff saß, hatte sie den Blick immer gesenkt. Das sah madonnenhaft aus. Weil sie so erschöpft war und ich Mitleid hatte, half ich ihr tröstend in den Mantel. Gerhard Heuß

Lieber Simplicissimus

Auf der Wies'n fragt ein Bub seinen Vater: „Du Vater, warum halt denn der Schenkkelner, wenn er eischenkt, dö Krüag oiwei so schlaf hi?“ Aufklärend erwidert ihm der Vater: „Mei, Bua, bist du dum! Damit s' wenigstens auf oana Seil'n voll werd'n!“

Mein Freund, der Physiker G., lebt in leidenschaftlicher Hingabe an seine Arbeit. Mit den übrigen Forderungen, die der Alltag an ihn stellt, wird er weniger fertig. Gestern klopfte ich ihm auf die Schulter: „Lieber G., ich sehe deinen Jungen jetzt so viel abends auf der Straße herumstrolchen. Wäre es nicht besser, wenn so ein Sechzehnjähriger an

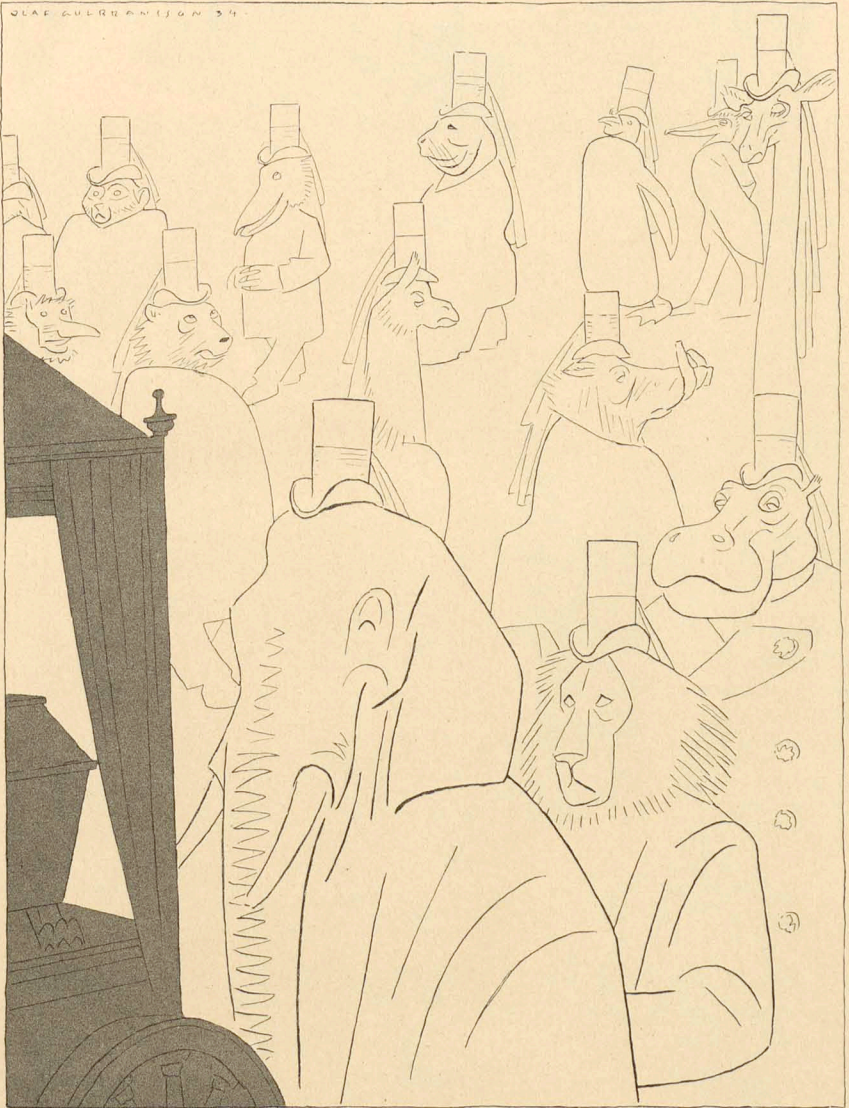
„So?“, unterbricht mich der Professor, „das weiß ich ja gar nicht.“ Dann denkt er einen Augenblick nach und kommt zu dem Ergebnis: „Gut, ich danke dir, ich werde ihn heute Abend tüchtig durchprügeln.“

„Aber, lieber G., das würde ich ganz entschieden nicht tun!“

Wieder kucke ich nachdenken. „So? Du bestimmst nicht. Wenn so ein — — —“

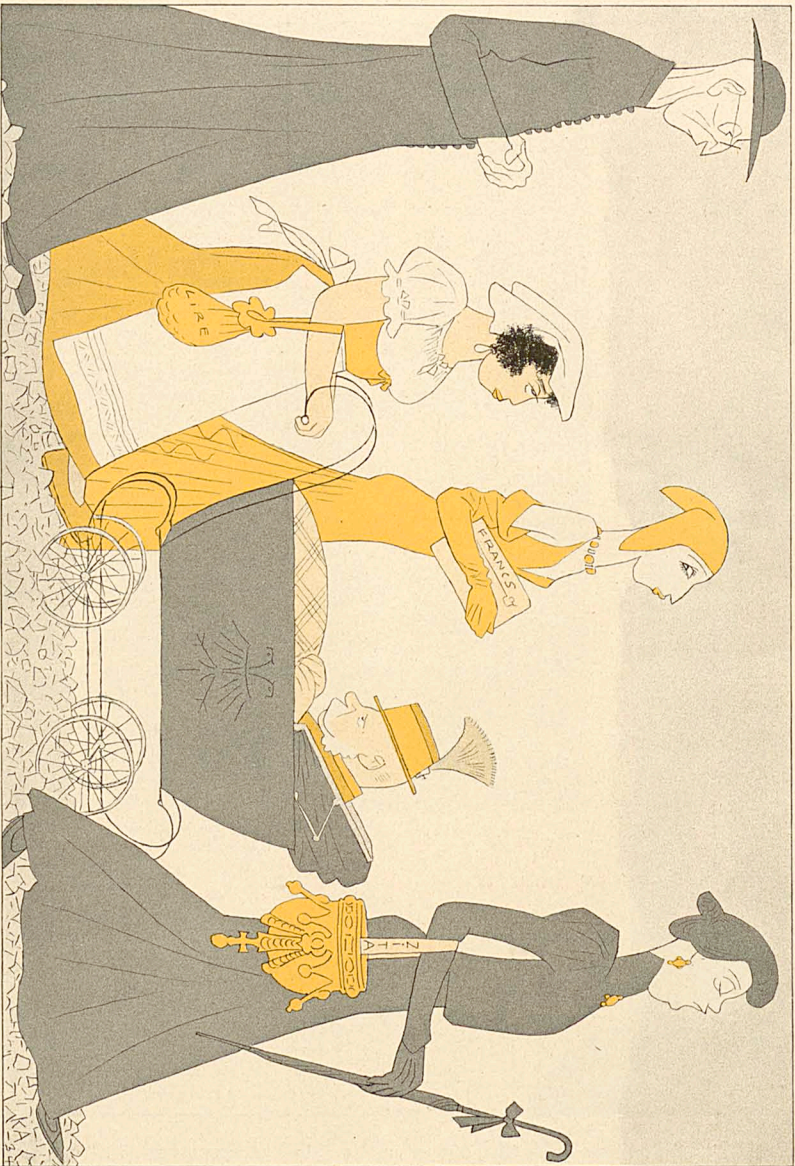
„Schön. Der Arzt hat mir überdies auch jede körperliche Anstrengung verboten.“

Ich veräumeine in Stuttgart den Zug nach Nürnberg, der eben die Halle verläßt, als ich an der Sperre ankomme. „Wann, bitte, geht der nächste Zug nach Nürnberg?“ frage ich den Bedienten. Der aber verwirrt gelassen: „Heut koiner meh, aber was wollest Se denn in Nürnberg? Bleibet Se doch in Schtuegert.“



„Es ist das erste Mal, daß er uns im Stich gelassen hat . . .!“

Österreich



Karl Arnold

„Als dann geht beileiffi nix über a guate Selbständigkeit!“